

LYRIKIEZ

Giovanni Pontano – BAIAE und Angelo Poliziano – Wald aus Krätze

Paul Celan schrieb einmal – sehr frei zitiert! – in seinem Nachwort zu den von ihm gefertigten Übersetzungen von den Gedichten Ossip Mandelstams, dass Übersetzungsarbeit manchmal nur den Anspruch des bloßen Vorhandenseins der Gedichte bedingt. Auf zweierlei Art und Weise kann man meines Erachtens diese Aussage interpretieren: eine leise Verzweiflung schwingt in ihr mit, jener Kulturpessimismus, die alles unter sich zermalmende Kraft der Zeit, die – bedenkt man, dass Celan auch den ewigen Schwarzmaler Cioran und sein Hauptwerk *Lehre vom Zerfall* übersetzte – uns nur wenige Augenblicke der Freude im Stande ist zu bescheren, wenn überhaupt. Alles Weitere ist Staub. Auf der lichtereren Seite gibt sich diese Aussage als Licht am Ende des Tunnels zu erkennen. Die Sprache braucht ihre Bilder, braucht die Vielfalt ihrer Stimmen, braucht sie auf ihrem Weg hin zur Literaturwerdung, zur Kultur.

Schon das bloße Vorhandensein einer Übersetzung der *BAIAE* des 1429 geborenen Giovanni Gioviano Pontano ist ein Glücksfall für die deutsche Sprache und ihre bis in ihre Anfänge reichende Übersetzungskultur. Dass der Münchner Lyriker Tobias Roth es sich im letzten Jahr zur Aufgabe machte, uns Leser*innen das sogenannte Quattrocento, also das fünfzehnte Jahrhundert, übersetzerisch zu erschließen, ist mehr als nur ein Glücksfall für die Literatur.

BAIAE, das sind die Thermalbäder in der Nähe von Neapel. Es sind aber auch elfsilbige Verse, fein gewebte Gedichte eines alternden Mannes,

der Abgesang an seine Jugend, seine Potenz, seine Liebschaften.

„Seid begrüßt, meine Elfsilber, die ihr mich / verführerisch in die Liebeleien führt, / seid begrüßt, ihr Gefährten meines Alters, / Ihr seid der Genuss der Landschaft und Bäder. / Nun ist es mit Spielen und Scherzen genug: / Auch dreckige Witze haben ein Ende / und das Gelächter hört einmal wieder auf. [...]“
(*An die Elfsilber*)

Dieses letzte Gedicht des umfangreichen Zyklus ist gleichzeitig auch ein Abgesang an das vorhergehende Programm des Bandes. Es begegnen uns zahlreiche Personen auf unserer Reise durch diese Bäder. Allen voran den Frauen wird viel Platz gegeben. Da ist das Mädchen Batilla, die mehr aus Barmherzigkeit dem lyrischen Ich ihre Küsse gibt als aus Liebe. Auf den Lippen einer gewissen Fannia tanzt Venus um den dort errichteten Thron des Cupido. Und die eher melancholisch gestimmte Focilla spielt nur zu gerne mit dem alten Mann, als den sich das lyrische Ich ausgibt. Das ganze Spektrum der Sehnsuchtsanrufung wird hier ausgepackt. Dieses Sehnen steht immer in Relation zum hohen Alter des Ichs und dessen einstiger Jugendfülle. Hedonistisch sind diese Gedichte. Es wird derb gescherzt, geliebt und gefressen, alles vor dem Hintergrund der Bäder von *BAIAE*.

„Du hast deine verführerischen Augen / schlecht
im Griff, erbarmst dich meines Alters nicht. /
Schlafe mit so vielen Jungen wie du willst, /
aber lauf nicht vor mir altem Mann davon; /
liebe ruhig diesen, liebe nur jenen, / aber wirf
mich, Mädchen, nicht fort, der dich liebt. /
Ich will nicht Genüsse und Ausschweifungen: /
Ausschweifen im Bett ist für mich vorbei, /
ich will nur die verführerischen Augen. [...]“
(An Focilla)

Was diesen Band so wertvoll macht, ist nicht nur sein bloßes Vorhandensein, es ist seine Aufbereitung. In goldener Schrift ziert der lateinische Originaltext den unteren Teil des Blattes, während darüber die deutschen Übersetzungen schweben. Die kongenialen Illustrationen von Petrus Akkordeon ergänzen die Gedichte nicht nur, sie verleihen ihnen einen Hauch der Ausschweifungen, die trotz aller Verneinung des Ichs an die Focilla hier wiedergegeben werden. Und trotz alledem sind das Nachwort und der Kommentarteil samt Zeitleiste jene Teile, die diesem Band erst den Anstrich eines nicht nur ernstzunehmenden Projekts, sondern eines Kulturguts geben. Dass das Verlagshaus Berlin sich solch einen Band leisten wollte, spricht für die Ernsthaftigkeit, mit der es den Bildungsauftrag betreibt.

Ein weiteres Meisterstück liefert Tobias Roth gleich hinterher. Dabei handelt es sich um eine Sylva, eine antike Gattungsform des Langgedichts, die mehr einer Materialsammlung gleichkommt als einem tatsächlichen Gedicht. Es handelt sich, wie der Name schon verrät, um einen Wald, genauer gesagt um eine Wucherung, die ich so in dieser Form noch nie gelesen habe. Ein

Wortwust strahlt uns hier entgegen, eine wahre Orgie an Bildern und Querverweisen auf die Literatur und Kultur aus Angelo Polizianos Zeiten. Im *Wald aus Krätze* arbeitet sich ein bis zur äußersten Marter gezeichnetes lyrisches Ich an einer Krankheit ab, die irgendwo zwischen Krätze und Tollwut rangiert. Die Drastik, mit der Poliziano dies tut, kennt man etwa von der Lyrik einiger Expressionisten. Im Quattrocento hätte ich so etwas nicht verortet:

„[...] Es ist nicht besonders / Groß, hat kein wildes Gesicht und keinen riesigen Magen, / Es ist vielmehr winzig. Versteckt in der Haut trifft es kaum die / Nadelspitze. Auch ein scharfes Auge sieht kaum den / Fleischfresser, wie sein emsiger Schlund den Eiter durchtauchend Brocken verseuchten Blutes einschlürft, heraufwürgt und ausspeit. [...]“

Aber ich lebe, weil du, gefühlloser Tod, kein Erbarmen / Hast mit mir und deine Ohren Gebete nicht hören. [...] Wehe, sogar die edlen Freunde fliehen vor mir aus Angst / vor Ansteckung (das, oh das, ich musste es sehen, / Jupiter), fürchten sich, mich zu berühren und blicken / Unruhig auf den lebendigen Kadaver vor ihnen. [...]“

Wie bei Pontano steht die Ausschweifung im Mittelpunkt dieses Gedichts. Jedoch ist der Ausgangspunkt ein anderer. Poliziano nähert sich dem Exzess, indem er ein lyrisches Ich bis zum Delirium leiden lässt. Auch formal schlägt sich das nieder. Die wuchernde Krankheit wird verbildlicht durch das wuchernde Wortmaterial. Ein überaus experimenteller Ansatz, von dem sich zeitgenössische Lyriker*innen ein ordentliches Stück abschneiden können.



Foto © Josef Kirchner

Dieser Text ist aber auch kompliziert. Überaus kompliziert sogar. Ohne ein einschlägiges Lexikon der antiken und lateinischen Begriffe steht man etwas alleine da, ohne dass es dem Lesegenuss großartig schadet. Hilfreich ist da natürlich das Nachwort des Übersetzers. Vor allem hilft es im Hinblick auf die Frage nach der Form bzw. womit wir es eigentlich hier zu tun haben: „Die *Sylva in scabiem* ist ein exemplarischer Text für die deregulierte Literatur des Quattrocento, ebenso für die schweinishche Belesenheit und Virtuosität Polizianos, sie ist ein Bravourstück. Der Text scheint keinen Rahmen zu haben, er wuchert und wuchert wie die Krankheit, die in ihm beschrieben wird.“, so Roth. Diese Hinweise sind sehr wichtig. Wir erfahren über die sogenannte „deregulierte Literatur des Quattrocento“, was uns näher an die ungewöhnliche Form heranführt. Aber auch die Tatsache, dass Poliziano ein überaus belesener Mensch gewesen sein muss, hilft in diesem Kontext. Nicht nur schmeißt der Autor mit Termini um sich, er erfindet sogar welche neu, führt somit seine Leser*innen hinters Licht, sodass sie nicht genau wissen können, ob es sich bei jenem Ter-

minus um eine schreckliche griechische Gottheit handelt, die den armen Körper martert, oder um eine geschickte Konstruktion.

Was in beiden Fällen – sowohl bei Pontanos *BAIAE* als auch bei Polizianos *Krätze* – auffällt, ist der Anspruch ihres Übersetzers, uns Leien ein ungewöhnliches Literaturjahrhundert näherzubringen. Dass beide Zyklen von akuter Wichtigkeit sind, zeigt sich in der tiefen Auseinandersetzung des Übersetzers Roth mit den schier irrsinnigen Formen dieser Gedichte. Wir als Leser*innen können sehr viel hier mitnehmen. Und nicht nur das: diese Gedichte sind ein wahrer Genuss, wenn man sie ein zweites oder drittes Mal aufschlägt. Genau in ihnen schlummert jene Kraft, die es über das bloße Vorhandensein hinaus vermag, aus einem Gedicht eine ganze Kultur zu zimmern.

Marko Dinić